

Erziehung beim Ensemblespiel

Wenn Kinder in der Grundschule ein Instrument lernen und im Orchester spielen, verbessern sich Konzentration, Konfliktfähigkeit – und sogar die Intelligenzwerte

Solche Kinder wünscht sich jeder: Mit der Blockflöte im Mund warten sie auf das Signal der Lehrerin. „Und jetzt die Nachmittags!“, sagt Frau Tismar, und sogleich trällern alle los. Wenn es darum geht, die Klasse in Singstimmen, Flöten oder Schlagwerk einzuteilen, reißt sich jedes Kind um irgendetwas. Selbst als die Lehrerin fragt, was denn „Ostinato“ sei, recken die meisten der Zweitklässler die Arme in die Luft. Manchmal staunt selbst die Lehrerin über so viel Enthusiasmus: „Die üben sogar!“ Und das nicht zu knapp. An der Wetzlar-Grundschule in Berlin-Neukölln lernen die Schüler zusätzlich zu den zwei regulären Musikstunden ein Instrument zu spielen. Sie haben Einzelunterricht und spielen im Orchester. Musik, Musik, Musik.

Manuel spielt Klavier und Geige. Ramona spielt Flöte und Geige. Luca spielt Blockflöte und Schlagwerk. Alle Kinder, die an diesem Dienstagvormittag zum Gruppenunterricht erschienen sind, beherrschen ein oder mehrere Instrumente. Das ist nicht ungewöhnlich, stellt Rotraud Hubalek, Direktorin der Wetzlar-Grundschule, klar. „Wir sind keine Eliteanstalt für Hochbegabte. Bei der Einschulung ist Musik für die meisten Kinder eine Tabula Rasa. Wir führen sie erst an die Musik heran.“

Rotraud Hubalek leitet eine von fünfzehn Berliner Grundschulen mit musikbetonten Zügen – ein bundesweit einzigartiges Modellprojekt. Von der ersten

Klasse an haben alle Kinder, die möchten, zusätzlichen Musikunterricht, der meistens in Nachmittags-Arbeitsgruppen angeboten wird. Obwohl die Teilnahme freiwillig ist, machen zwei Drittel der Schüler mit.

Manchmal würde Sarah mittags lieber gleich nach Hause gehen. Aber meistens bleibt die Zehnjährige dann doch in der Schule. Bis zu ihrer Einschulung ist sie kaum mit Musik in Berührung gekommen. Ihre Eltern, sagt sie, haben sie auf die Wetzlar-Grundschule geschickt, weil sie in deren Einzugsgebiet wohnen. Und weil dieses Einzugsgebiet kein gutbürgerliches Stadtviertel ist, sondern eine Mischung aus der berüchtigten Gropiusstadt und einer kleinbürgerlichen Einfamilienhaussiedlung, sind die meisten Kinder auf die Musik-Attacke von Haus aus nicht vorbereitet. Manche üben sogar im Badezimmer, weil dem Vater das Geige auf die Nerven geht.

Sozialtraining im Orchester

Die Planer haben als Standort bewusst keine bildungsbürgerlichen Nachbarschaften ausgewählt. Kinder wie Sarah, die sonst wenig Gelegenheit dazu hätten, sollten Instrumente lernen. Das Interesse, so hoffte man, würde sich dann aus der Beschäftigung mit der Musik heraus entwickeln.

Bei Sarah hat es geklappt. Heute spielt sie Flöte und Gitarre, singt in der Schulband und sagt, dass sie froh ist, so viel

Musik machen zu dürfen. Wie die meisten ihrer Mitschüler wird sie keine Mozart-Karriere hinlegen, sie ist musikalisch normal begabt. Ausnahme-Talente wie der kleine Gabriel, der seine Klassenkameraden schnell überflügelte, werden an andere Schulen geschickt. Musik wird an der Wetzlar-Schule weniger als Kunstform begriffen, sondern in den Dienst der Pädagogik gestellt.

Das Konzept stammt aus einer anderen Zeit. 1974, als noch Geld in den öffentlichen Kassen war, rief die Berliner Senatsverwaltung das Projekt ins Leben – mit dem Ziel, sich „diese Form des menschlichen Ausdrucksverhaltens als Bereicherung des Lebens zu erschließen“. Weiter hieß es: „Der Musikunterricht berührt dabei auch Inhalte anderer Schulfächer“. Rita Hermanns, Sprecherin der Senatsverwaltung, formuliert es heute so: „Wir legen großen Wert auf eine musikalische Ausbildung, weil diese das logische Denken und das Sprachgefühl fördert.“

Anfangs waren selbst die Lehrer skeptisch. „Da wurde im Lehrerzimmer gewitzelt: Hast du in Mathe 'ne Vier, macht nichts, denn du spielst Klavier“, sagt Rotraud Hubalek. Nach 25 Jahren sind die Absichten des Modellprojekts nun wissenschaftlich bestätigt: Musik tut gut. Sechs Jahre lang haben auch die „Wetzi“ die Fragebögen von Hans Günther Bastian, Musikpädagogik-Professor an der Universität Frankfurt, ausgefüllt (siehe Interview nächste Seite). Die Lang-

zeitstudie belegt erstmals die positiven Effekte der musischen Erziehung auf die Kinder. Die Intelligenzwerte verbessern sich im Vergleich zu den Kontrollschulen, die Auswirkungen auf die Konzentrationsfähigkeit sind positiv. In anderen Fächern sind die Musikschüler nicht schlechter, und besonders auf das Sozialverhalten wirkt sich das gemeinsame Musizieren positiv aus: Es gibt kaum Außen-seiter, Konflikte und Gewalt nehmen ab.

Schiefe Töne stören alle

Die eindeutig positiven Ergebnisse waren ein Glücksfall für die Modellschulen, denn fast wären einige dem Sparzwang zum Opfer gefallen. Um das Angebot an Tanz- und Musik-AGs aufrecht zu erhalten, braucht eine musikbetonte Grundschule vier zusätzliche Lehrerstellen, was ungefähr 100 000 Euro kostet. Dazu kommen rund 4000 Euro jährlich für Instrumente. Da die Schulen nun als Erfolgsmodell gelten und ohnehin 30 neue Ganztagschulen eingerichtet werden sollen, sind nun an zwei weiteren Berliner Schulen musikbetonte Züge geplant.

Die späte Anerkennung der musikbetonten Schulen ist für die Lehrer keine Überraschung. „Die Studie hat nur das bestätigt, was man sich ohnehin schon dachte“, sagt Konrektor Klaus-Dieter Plappert. Rektorin Hubalek hat zwar keinen direkten Vergleich mit anderen Schulen, aber einen indirekten über den Austausch mit Eltern und Kollegen: „Von an-

derswo hört man, dass die Zustände immer schlimmer werden, während bei uns das Klima immer angenehmer wird.“ Die Gründe vermuten die Lehrer in der ausgeprägten Gruppenarbeit, ganz wie die Frankfurter Studie es nahe legt.

Kinder, die im Orchester spielen, müssen sich integrieren, lernen miteinander zu musizieren und umzugehen: Wenn ein Kind schlecht spielt, klingt die ganze Gruppe falsch. „Da werden Sekundärtugenden gelehrt, die sonst nicht mehr entwickelt werden“, sagt Musiklehrerin Tismar. Dazu gehören Ordnung, Disziplin und Sozialverhalten, aber auch geistiges Abstraktionsvermögen, komplexe motorische Fertigkeiten und natürlich die psychische Aufnahmefähigkeit für die emotionale Wirkung der Musik. Gerade Problemkinder, die sich schlecht konzentrieren können, werden durch die Gruppenarbeit von der ganzen Klasse aufgefangen und geraten nicht so leicht ins soziale Abseits.

Wer einmal mit Musik erzogen worden ist, den begleitet sie häufig auch über die Schulzeit hinaus. Viele der Wetzlar-Grundschüler gehen anschließend auf eine der fünf Berliner Oberschulen mit Musik-Schwerpunkt. Andere wie Rotraud Hubaleks Tochter hören zwar irgendwann auf mit dem Musikunterricht, aber das Musizieren bleibt. Ihre Tochter, erzählt Rotraud Hubalek, greift als Erwachsene in schwierigen Situationen zur Geige: „Musik lernt man eben fürs Leben.“

SUSANNE BALTHASAR